

Kapitel 1

Ich wär' gern Mensch und darf's nicht sein...

Draußen ist: Kein Dach überm Kopf

„Was hältst Du von dem Satz: „Heutzutage muss in Deutschland niemand obdachlos sein“?

„Ach so? Und warum bin ich denn dann seit fünf Jahren auf der Straße? Weil ich das so will vielleicht?!“

Christoph M. regt sich auf. Über unbezahlbar gewordene Mieten flucht er, über den Behördenwahnsinn, der ihn in die Wohnungslosigkeit gedrängt habe, über die Unbarmherzigkeit der Vorübergehenden, die ihm, wenn er an seiner Ecke am Berliner Hackeschen Markt sitzt, nur selten ein paar Münzen in den Pappbecher werfen. Die kleine Erregung tut ihm sichtlich gut. Christoph B. ist 45 Jahre alt, die Einladung zum Reden über sich bei einem Kaffee und einem Stück Kuchen lehnt er ab und deutet auf seinen Becher: „Nur Bares ist Wahres!“ Am Ende meint er, wer solch einen Satz aufgebracht habe, von wegen niemand müsse heute mehr obdachlos sein, der gehöre an die Wand gestellt.

Schräg über den Marktplatz, vor der Sparkasse sitzt Karsten E. Er schiebt anderen die Tür auf, bietet an, auf Fahrräder aufzupassen, sagt zu jedem, der die Bank betritt: „Wenn Sie nachher wieder rauskommen - denken Sie auch ein bisschen an mich? Oder vielleicht wenigstens an meinen Hund?“ Und was Christoph B. da drüben betrifft, meint Karsten E.: „Der? Der hat einen Stundenlohn, davon träumt ein Architekt. Warum es heute in Deutschland Obdachlose gibt? Na, die meisten sind wirklich einfach Schwächlinge. Aber andere wie ich, die halten es einfach drin nicht aus. Bei uns ist der Freiheitsdrang eben größer, als die Lust auf all die verschissenen Bedingungen, die man eingehen muss, für ein warmes Stübchen. Das denk mal ja nicht, dass wir alle gleich wären - unter uns gibt's auch solche und solche...“

Er zeigt mit dem Daumen zuerst nach oben, dann nach unten und fügt hinzu: „Vier Mal Knast, Alter, das war genug Drin für mich.“

Kleine Delikte, Diebstähle, fortgesetzter Scheckbetrug, das reicht, um auf den Hund zu kommen? Karsten E. lacht. „Nee, der Hund ist auf mich gekommen. Ist mir zugelaufen, dürfte jetzt etwa 5 Jahre alt sein, im Winter halten wir uns nachts gegenseitig warm.“ Es gibt genug Türen von alten Häusern, die man mit einer Telefonkarte aufbekommt, sagt er, und ganz oben, auf dem letzten Treppenabsatz, neben den Türen zum Dachboden, da hat man seine Ruhe, wenn man Pech hat, kommt mal der Schornsteinfeger hoch. „Na ja, das ist Berlin, in Stuttgart zum Beispiel, da ist es viel schwerer, da wird ja wirklich alles abgeschlossen, und da gibt es auch Polizeikontrollen.“

Gleich nebenan sei oft alles gleich ganz anders, meint Karsten E. Die Nachbarn der Deutschen zum Beispiel gingen anders mit „denen von Draußen“ um. In Frankreich gäbe es zwar einen staatlichen Notruf „Ohne Obdach 115“, wo man Hilfesuchenden rund um die Uhr kurzfristig ein Bett zu besorgen versucht, wo man Auskünfte über Essensausgaben, Kleiderkammern und ähnliches erteilt. Es habe in Paris aber auch nächtliche Polizeieinsätze, da würden Obdachlose, die sich nicht ausweisen können, in Transportwagen eingesammelt, bis zu sechzig Kilometer weit aus der Stadt gefahren und - noch etwas weiter draußen - in die Landschaft entlassen. Auch im Winter. Man könne einmal Horst fragen, der wisse von Frankreich ein Lied zu singen.

Horst M. will nicht über seine Zeit als Treber in Frankreich reden. Abwinkend meint er, dass die gesamte Szene eigentlich doch durchweg uninteressant sei. Darüber gäbe es nichts zu berichten, immer die gleichen Geschichten seien es, Geschichten entweder von Verlierern oder von Verrückten.

„Ich bin beides!“, erläutert er, „Erst habe ich alles verloren, und dann bin ich auch noch wahnsinnig geworden“ Er zwinkert, verdreht dann die Augen und bellt unvermittelt laut einen erschreckt ausweichenden Passanten an. Horst M. fühlt sich ein wenig verantwortlich dafür, dass „die Szene“ so uninteressant ist, erzählt von verdammt teuren Trainingsprogrammen für Manager, zu denen gehöre es, dass sich die Probanden ohne Papiere und ohne Geld in einer ihnen vorher nicht bekannten Stadt aussetzen ließen, für eine Woche, manchmal für zehn oder vierzehn Tage. Für

die allergrößten Schwierigkeiten gibt man ihnen eine Telefonnummer mit, aber wer die benutzen müsse, der habe bei den Coachs gleich schlechte Karten.

Horst M. hat Recht - solche Übungskurse gibt es wirklich, sie sind beliebt und nicht leicht erschwänglich. Man müsse sich das einmal überlegen, sagt Horst M., manchmal habe er zehn, sogar vierzehn Tage fast nichts zu essen. Und andere bezahlten für eine zweiwöchige Fastenkur in einer hübschen Schwarzwaldklinik Unsummen. Auch hier hat er Recht. Dann fällt ihm Mark Twain ein, aus „Tom Sawyer“ zitiert er: „Da ist ein Haufen Leute, die kutschieren einen Pferdewagen einen Tag lang durch die Landschaft, weil sie dieser Spaß viel Geld kostet. Würde man sie aber dafür bezahlen - sie würden es als Arbeit ansehen und darauf verzichten...“

Richard C. redet schon lange. Über die Liebe und das Schicksal. Erst sei es eine unglückliche Liebe gewesen, die Trauer über den Verlust seiner Frau an einen anderen, die ihn habe sämtliche Interessen verlieren lassen, auch das Interesse an sich selbst. Eine zerrende, saugende Trauer, so wie ein verführerischer Abgrund. „Tausendmal berührt, tausendmal ist nichts passiert“, sagt Richard C, „Tausendundeine Nacht, und es hat 'Wumm' gemacht...“

„'Zoom' hat es gemacht, Richard. Nicht 'Wumm'.“

„Nein, das war eindeutig ein 'Wumm!'“, protestiert Richard C.; es sei gewesen, als ob er in ein eiskaltes Moor getaucht worden wäre. Die plötzliche Erkenntnis, dass er weder für die Liebe noch für das Leben taugte. Anfangs sei er nur herumgelaufen und habe geheult. Verdammten Hunger habe er gehabt, weil er vorher nie gestohlen habe und sich geschämt hatte, zu betteln. „Irgendwann habe ich mich mit einem Pappschild an die Ecke gesetzt: 'Unvermuteter Schicksalsschlag! Ich brauche Nahrung!' Bleib bei der Wahrheit, Junge, habe ich gedacht, auch wenn sie Dir bisher nie was eingebracht hat. Und was soll ich Dir sagen, als der erste Fünfinger auf meinen Teller klingelte, habe ich mich wie damals in der Schule gefühlt, als ich die Chemieprüfung bestanden hatte.“

Nach einiger Zeit, so etwa nach sechs, acht Monaten, sei es dann Gewohnheit geworden, meint Richard C., und heute sage er sich, dass die Tage und Nächte ja

eigentlich ganz schnell vergingen, auch die Jahreszeiten, eben alles. Dass ihm das Beobachten längst ausreichen würde. All die seltsamen Leute mit ihren lächerlichen Zielen, zu denen sie unterwegs seien. „Am Ende holt sie der Sensenmann genau wie mich, was soll die ganze Anstrengung?“ Auch all die Bemühungen um Frauen. „Verlorene Liebesmüh', schon mal gehört?“ Ein, zwei Mal in der Woche würde er noch masturbieren, auch das sei inzwischen viel weniger geworden.

Alois B. ist deutlich verlegen. Schon lange habe er sich nicht mehr so vernünftig mit jemandem unterhalten können, sagt er, höflich und wortreich lobt er den billigen Kaffee, schaut immer wieder in die spiegelnde Fensterscheibe des kleinen Cafés und richtet sich mit einer verschämten Bewegung ständig neu das schütterere Haar. Nein, natürlich müsse heutzutage niemand mehr auf der Straße leben, meint er, aber es gäbe eben verschiedene, unüberwindliche Grenzen, wenn einem erst einmal einige Türen vor der Nase zugefallen wären. „Jeder kann es natürlich immer wieder versuchen“, sagt Alois B., „Aber so richtig wird das dann eh nichts mehr, bei keinem...“

Auf die Frage, weshalb er selbst es denn nicht noch einmal versuchen würde, winkt er resigniert ab. „Mich will ja doch keiner mehr“, erwidert er, „Und für mich selbst lohnt es sich nicht. Um mich hat der liebe Gott immer einen großen Bogen gemacht.“ Ob man denn nicht erst dann wieder gebraucht werden würde, wenn man auch eine gewisse Gebrauchsfähigkeit repräsentiere. Alois B. horcht der Frage nach. „Ich würd's ja noch mal probieren“, meint er dann. Aber jemand, der ihn auf den ersten Schritten zu so einem neuen Anlauf begleiten, ihm dabei Mut machen würde, nicht gleich wieder aufzugeben, der fehle ihm eben.

Alois B., in der DDR Heimerzieher, obdachlos seit 2001, macht sich auf den Rückweg, lässt sich dabei begleiten. An einem Dienstagvormittag meldet er sich bei der Polizei, wo er einer scheinbar völlig emotionslos zuhörenden, noch recht jungen Beamtin erklärt, er sei viele Jahre lang wohnungslos gewesen und wolle nun zurück in die Gesellschaft.

„Keinerlei Papiere mehr, sagen Sie?“

„Ist alles über zehn Jahre her. Nein, zwölf glaube ich.“

Sachlich nickt die Frau. Ein kurzer, musternder Blick. „Dann geht es jetzt für Sie zum Einwohnermeldeamt, ist ganz einfach. Da werden Sie geholfen...“ Ein Lächeln, ein Zettel mit einer Adresse.

„Haben Sie vielleicht irgendjemanden, der Ihre Identität bestätigen kann? Einen Freund? Eine...“ - kurzes Zögern, ein weiterer abschätzender Blick - „...Freundin? Nichts dergleichen? Aber die werten Eltern leben doch wahrscheinlich noch?“

„Schon möglich, bloß wollte ich mit denen schon vorher nichts zu tun haben. Was nun?“

„Ja, dann müssen wir ein Elternteil ausfindig machen und ihm einige Fragen stellen, deren Antworten außer ihm nur Sie wissen können: Wie war der Spitzname des ersten Schulfreundes? zum Beispiel, oder: Wie hieß das Haustier? Oder: Welche Farbe hatte...“

„Und wie lange wird das denn dauern?“

„Nun, wir beeilen uns. In, sagen wir, vier Tagen kommen Sie wieder her, und wenn Sie dann alles richtig beantworten und unsere internationale Polizeianfrage negativen Bescheid erhält, also ob Sie irgendwo zur Fahndung ausgeschrieben sind - sind Sie?“

„Nein, ich hab nichts verbrochen.“

„Na hervorragend. Sobald sich das bestätigt, dann können Sie noch am gleichen Tag Ihren Personalausweis mitnehmen.“

„Der kostet doch was. Wie soll ich den bezahlen?“

„Sie bekommen jetzt von mir eine Bescheinigung mit, dass Sie hier waren; damit gehen Sie zum Sozialamt, und die geben Ihnen erst einmal etwas Geld und bringen Sie unter. Das geht ganz schnell, wenn Sie ein bisschen mitmachen. Und dann erst einmal Hartz IV, nehme ich an. Dauert auch nicht lange.“

„Zu welchem Sozialamt?“

„Hm. Suchen Sie sich eines aus, würde ich sagen. Und vertrinken oder verspielen Sie nicht, was die Ihnen...“

„Ich trinke und spiele nicht!“

„Riecht aber anders, na wie auch immer: Wissen Sie wo man hinget, wenn man gar nichts in Erfahrung bringen kann?“

„Zu Ihnen, dachte ich?“

„Zur Rentenversicherung. Ihre Versicherungsnummer ändert sich Ihr Leben lang nicht. Alle Ihre Beschäftigungsverhältnisse, sämtliche Auszeiten wegen Krankheit oder wegen sonstwas sind dort für immer akkurat verzeichnet...“

„Für immer.“

„Naja, Sie wissen schon. Für ewig. So, wenn Sie sich beeilen – heute ist Dienstag, da sind die Sozialämter bis 18 Uhr geöffnet...“

Ein Mechanismus hat zu greifen begonnen, innerhalb dessen Alois B. nichts weiter zu tun hat, als zu gehorchen. Vorgegebene Strecken sind abzuschreiten. Und zu warten, immer wieder zu warten, denn zunächst einmal ist er ein Verwaltungsobjekt geworden.

Es sieht alles sehr einfach aus. Wo sind die unüberwindlichen Hürden auf dem Weg zurück von Draußen nach Drin, über die in so vielen, einschlägigen Berichten gesprochen wird? Dennoch meint Alois B. vor dem Einwohnermeldeamt: „Ich kann Dir sagen, ich hab schon wieder die Schnauze voll!“

Frau Tietz vom Sozialamt hört ihn kurz an, erklärt ihn für „von Obdachlosigkeit bedroht“ und bietet ihm bereits ab der nächsten Woche eine Wohnung aus dem „Geschützten Marktsegment“ an, für die Übergangstage ab sofort eine Einweisung in ein Wohnheim.

„Wollen Sie nach Pankow oder nach Moabit? Moabit ist sauberer, obwohl, für die paar Tage kann man's in Pankow mit der Aussicht auf eigene vier Wände auch aushalten. Haben schon viele geschafft.“

Alois B. bekommt einen Einweisungsschein, vierzig Euro und eine Fahrkarte; er fährt nach Moabit, ausschlafen, und morgen dann zum Jobcenter, die letzte Station, auf der er sich Begleitung wünscht: „Von da an werde ich's ja wohl allein schaffen; nur erst mal wieder drinne sein und unter Menschen.“

Frau Tietz steht vor der Eingangstür, wo sie ein billiges Zigarillo raucht. Zag lächelt sie zu der Frage, warum denn heute in Deutschland noch jemand obdachlos sein müsse: „Manche stecken beim ersten Formular wieder auf, das sie ausfüllen sollen“, sagt sie, „Andere können sich Obdachlosigkeit einfach genauso schwer abzugewöhnen, wie ich mir das Rauchen. Ich weiß, das ist keine Erklärung. Was

Robert Lucas Sanatanas: Randgebiete. Unterwegs in Deutschlands Parallelgesellschaften. Sachbuch.

halten Sie von: Bergab geht es nun einmal schneller und müheloser als bergauf? Sind Sie als Kind gern gerodelt? Ich mache meine Arbeit hier das sechzehnte Jahr; manchmal kann ich jemandem helfen, der kommt oder gebracht wird. Aber erklären kann ich gar nichts, jedenfalls nichts, das mich selbst zufriedenstellen würde.“

„Nach einer englischen Studie der Universität Sheffield, Titel: „Homelessness - A Silent Killer“, 2011, haben Obdachlose eine um dreißig Jahren geringere Lebenserwartung, Frau Tietz...“

Frau Tietz pustet protestierend Rauch aus. „Studien, Statistiken“, meint sie, schüttelt verächtlich den Kopf und tritt ihr Zigarillo im Schnee aus.

Es gibt auch in Deutschland Studien. Und Statistiken, über die Menge der Obdachlosen. Die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe zum Beispiel führte für Ende 2009 227.000 Wohnungslose bundesweit auf; am Ende 2011 galten rund eine Viertelmillion Menschen als ohne durch Vertrag abgesicherten Wohnraum. Hierzu werden allerdings auch jene gerechnet, die in Heimen bzw. Frauenhäusern wohnen, oder ohne Mietvertrag in Kommunen. Die Zahl der „klassischen Obdachlosen“, die ganz auf der Straße, höchstens sporadisch in Notunterkünften leben, schätzt man in Deutschland auf etwas mehr als 22.000. Etwa 2000 Frauen sind angeblich darunter. Andere Erhebungen gehen von 5 % der Bevölkerung Deutschlands aus.

Aber im Draußen, am äußersten Rand der Gesellschaft angekommen, fallen Obdachlose auch aus der Statistik. Hohe Dunkelziffern, stark differierende Zahlen.

Wird hier in Deutschland nicht jede Kleinigkeit gezählt? Weshalb nicht die Wohnungslosen? Keine wissenschaftlich gesicherten Zahlen, weil die Zahlen schockieren könnten?

Die Sprecherin des Bundessozialministeriums sagt Nein. Aufwand und Kosten einer bundesweiten Erhebung stünden nur einfach in keinem angemessenen Verhältnis zum Erkenntnisgewinn; die Bekämpfung der Wohnungslosigkeit falle unter kommunale Zuständigkeiten, und bei den Kommunen wäre das Interesse an einer bundesweiten Statistik nur gering.

Am nächsten Morgen, zum verabredeten Treffpunkt mit Alois B, erscheint er nicht. Eine Erkundigung beim Leiter des Übergangwohnheims ergibt: Alois B. ist dort nie

angekommen. Eine Woche später, beim Jobcenter, wird es dieselbe Auskunft geben. „Ist bei den Berbern oft so“, wird es kurz aus dem Mund eines jungen Mannes kommen, der mit den Schultern zuckt.

Berber sind keine Obdachlosen. Manche scheinen etwas vorzuhaben, das dem Außenstehenden rätselhaft bleibt, etwas mit sich selbst, mit dem Universum. Bei den Berbern geht es nicht um Schuldfragen: Wer ist verantwortlich für mein Los? Manche von den deutschen Berbern sind wie die indischen Straßenswamis - die Mühe um Besitz und Sicherheiten ist ihnen zu groß; ein gewisser Stolz darauf, dass sie Aufwand- Nutzen- Verhältnisse anders sehen, als der Bürger Mieter oder Hausbesitzer, ist unverkennbar. Rachsucht, Zorn auf bestehende Verhältnisse, Jämmerlichkeit und Weinseligkeit, falsche Demut, gibt es unter Berbern nicht. Sie opponieren nicht auf verschiedene Weisen gegen ihre Obdachlosigkeit, haben sie für sich angenommen, manchmal als eine Art Schicksalsergebenheit, manchmal als Entsagung. Sie sagen zwar nicht Danke, aber sie bitten auch nicht. Am Straßenbettler, dem sie äußerlich so sehr ähneln, gehen sie mit einem gewissen Stolz vorüber. Die Antworten von Berbern auf eine Frage wie: „Weshalb müsste heutzutage in Deutschland eigentlich jemand obdachlos sein“?, wenn sie überhaupt Antworten geben, klingen in gewisser Weise weise. Zwar, manchmal scheint es eine verwirrte Weisheit zu sein, aber mit Politik, Ämtern, Behörden haben sie alle keinen Hader. Oft gewinnt man den deutlichen Eindruck, dass da einer vielleicht das Mögliche nicht erreichen kann, das Menschenmögliche jedoch, an dem der „gewöhnliche Obdachlose“ scheitert, ziemlich leicht. „Was unterscheidet den König vom Volk?“, soll Heinrich der Fünfte einmal räsoniert und sich selbst die Antwort gegeben haben: „Eigentlich nicht viel. Nur das Ritual.“ Rituale sind bei den Berbern oft zu beobachten, dem Betrachter mögen sie sinnlos, gar grotesk erscheinen, aber Anstrengung in dem Versuch, sich unterscheiden, Individualität wahren zu wollen, bleibt immer erkennbar. Einer sammelt seit Jahren alle Zigarettenasche, die er erzeugt, in einem Kasten.

Die rätselhaftesten und zugleich weisesten Antworten erhalte ich von Wölund. Wölund, die Eiche nennen ihn achtungsvoll Seinesgleichen. Kommt Wölund auf seine Bank im Park an der U-Bahnstation zu, erheben sie sich. Warum eigentlich Draußen, Wölund? Er hat verächtlich lächelnd abgewinkt und lange in die Weite gestarrt.

„Draußen, da kann ich mich selbst spüren“, hat er schließlich in die Kronen der alten Ahorne im Park gesprochen. Drin, das ist wie in Ihr, im Frauenzimmer. Das Mannsbild im Frauenzimmer. Und da bin ich nicht mehr so gern gesehen.“

„Weshalb nicht mehr?“

„Ach, Junge, das ist ein uraltes Problem. Eine Lösung dafür hat noch keiner gefunden, kein Mann, keine Frau. Sind bloß alle beim Suchen nach der Lösung gestorben, sterben heute noch massenweise daran wie die Fliegen. Manche machen eben an ein Geheimnis mehr Zugeständnisse, andere wie ich weniger. Draußen, das ist meine Entscheidung. Kann sein, dass ich erfriere, aber wenigstens sterbe ich nicht den Erstickungstod...“

„Und alles aufgeben und hier herumsitzen ist näher an der Lösung?“

„Mensch, Kleener, die einzige Weisheit, die sich in mir gehalten hat: Sobald du damit aufhörst, dir in irgendeiner Weise Mühe zu geben, wirst du belehrt. Wenn du die Dinge, die Menschen, nicht mehr berührst, schreien sie nach Bedeutung. Auch die Engel, denk mal an Faust: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen...“

Belehrung, sagt Wölund, sei nichts anderes als ein schlechtes Gewissen. Und warum gälte denn Untätigkeit als Sünde?

„Weil es Sünde ist, nicht mitzuschleppen am Sarg der Kultur, nicht mitsterben zu wollen, für die lumpigen Ziele der Zivilisation. Schon Luther hat sie verflucht, die verdammten Narren, die immerzu versuchen wollen, am Kreuze vorbei ihr eigens Heil finden, ihren eigenen Weg gehen zu wollen! Also: Hör damit auf, irgendetwas Sinnvolles zu tun, und du wirst bald deines Lebens nicht mehr froh - die Leute und die Steine schreien. Und weshalb denn eigentlich? Weil du sie in ihren Konzepten verunsicherst, wenn du nur so da bist, ohne besonderen Grund, so wie ein Tier oder wie ein Geist oder wie Gott. Weil du ihren Zielen nicht dienst und dennoch existierst. Es ist, als wenn du ein schreckliches Geheimnis hättest, dabei ist es immer nur das eine, einzige Geheimnis: Man kann nicht mit dem Tätigsein besiegen, was stillhält,

man kann sich die Welt nicht untertan machen, ohne dafür zur Hölle zu fahren, und Papier ist zwar geduldig, aber nicht blöde... Na, ich sehe schon, du verstehst mich nicht mehr so ganz, was? Macht nichts, mach dir nichts draus - früher oder später kommst sogar Du noch dahinter. verkauf doch mal ein paar Tage lang Obdachlosenzeitungen...“

„Ach, da gibt es auch Originale und Fälschungen“, erzählt Rutger Mangold von der Treberhilfe. Angehörige ethnischer Minderheiten seien monatelang mit einer Zeitung namens „Straßenträumer“ durch die Großstädte gezogen, zwei Euro hätten sie pro Exemplar abkassiert, und nichts als lauter Mist habe darin gestanden. Die Zeitung sei mittlerweile „verboten“.

Obdachlosenzeitungen haben eine gewisse Tradition. Bereits im Jahr 1987 erschienen die ersten „Berberbriefe“, etwa viermal im Jahr, ein knappes Dutzend Seiten Fotokopien, aufgelegt von 100 bis 500 Stück. Zwei Jahre darauf folgte in New York „Streetnews“, wieder zwei Jahre später gründete John Bird in London „The Big Issue“, die erste Straßenzeitung Europas - „The Big Issue“ wurde zum Vorbild für die inzwischen unzähligen Obdachlosenblätter in Europa. Als erste deutsche Straßenzeitung erschien 1992 in Köln der „Bank Express“, in Hamburg folgten „Hinz und Kunzt“, in München „BISS“...

2003 hatte die Autorin Joanne K. Rowling den Straßenzeitungen erlaubt, das erste Kapitel ihres neuesten „Harry-Potter“-Bandes noch vor dem offiziellen Erscheinungstermin gebührenfrei abzudrucken; 18 deutschsprachige Straßenzeitungen taten das. 2010 betrug die monatliche Gesamtauflage in Deutschland geschätzte 250.000 Exemplare.

Jörn B., der von sich sagt, er sei als Tiger gestartet und werde als Bettvorleger enden, hat nicht „die übliche Karriere“ hinter sich - „schlechtes Elternhaus, Jugendhaft, Knast, Sozialunterstützung, Suff, Ende und aus...“ - er hat in der Werbung gearbeitet, viele Jahre lang, als Kreativer.

„Und nun guck Dir doch mal all die grandiosen Einfälle an, die Dir jeden Tag aus der Zeitung und von den Werbeplakaten auf der Straße entgegenquäken, oder im Fernsehen und im Kino - was meinst Du, wie diese meistens so jämmerlich dürftigen Ideen entstanden sind? Durch Musenküsse? Nee, mein Lieber, Suff und Koks, Hochmut, den man 'Brainstormings' nennt. All die Flachwichserei, die die Leute zum Zugreifen bewegen soll. Denkst Du wirklich, dass da eine Mission dahintersteht, eine Überzeugung vom Produkt, echte Hingabe? Tiefere Psychologie? Flachwichserei ist das alles. Alles, was diese Typen von den armen Drogenschweinen hier unten unterscheidet, ist, dass sich bei denen das Gesülze in irgendwelchen schicken Lofts abspielt, und hier bei uns eben auf der Straße. Suchst Du unter den Obdachlosen nach goldenen Motiven, bist Du schief gewickelt, mein Lieber - die hier gehen mit dem, was man Seele nennt, genau so um, wie die Werbefatzkes mit dem Geld. Na, ich habe jedenfalls damals versucht, mich so weit wie möglich rauszuhalten, aber da hatte ich schon die Schere im Kopf...“

„Die Schere im Kopf?“

„Sagt man nicht so, wenn mitten im Wohlstand plötzlich das Gewissen erwacht? In der Werbung sagt man so. Da sagt man auch von einem, den man unbedingt braucht: ‚Den müssen wir uns am Kacken halten...‘ Ja, den einen trifft dann auf dem Klosett ganz unerwartet der Blitz beim Scheißen, der andere bekommt über Nacht graue Haare... Ach, von denen mit der Schere im Schädel, da gibt es eine Menge. Ich? Na, jedenfalls, ich wache eines Tages morgens auf und kann nichts mehr anfassen, einfach so. Als wenn mir nichts mehr gehören würde, nicht einmal die Unterhose. Die Wohnung nicht mehr meine, nicht der Kamm zum Kämmen, auch das Spiegelbild nicht. da glotzt Dich ein völlig Fremder an, einer, der sich bei allem, was er nehmen würde, von dem, was er gestern noch so selbstverständlich berührt hat, wie ein Dieb vorkommt, dazu noch wie einer, den sie gleich erwischen werden. Sicher, man könnte zum nächsten Doktor rennen, aber da hörst Du es dann ganz klaut aus den Wänden fragen: ‚Gelebt, geliebt, geraucht, gesoffen - und jetzt noch was vom Arzt erhoffen?‘ Nein, da bleibt nur aufgeben, alles aufgeben, das heißt, jedenfalls bei mir war das so. Und was den Onkel Doktor betrifft: ‚Der beste Arzt ist allezeit / Des Menschen eigne Mäßigkeit‘, das hat meine selige Großmutter immer gesagt, hat lange gedauert, bis der Spruch Sinn für mich zu machen begann. Heute? Na, ich habe meinen Schlafsack, bisher habe ich immer einen Keller oder ein Dachgeschoss zum Übernachten gefunden. Ab zehn am Abend ziehe ich los, leere

Flaschen einsammeln, Papierkörbe durchsuchen. Man sollte auch nicht zu viel Mitleid mit denen, mit uns, meine ich, haben, glaube ich - wie gesagt, auf Geld herumreiten verdirbt den Charakter, und ständig an die Seele appellieren, verdirbt ihn auch...“

Jörn B. sagt, er kenne beide Welten inzwischen mehr als genau und wolle mit keiner von ihnen mehr etwas zu tun haben. Man müsse sich die Welten der Reichen und der Armen vorstellen wie zwei riesige Mühlsteine, zwischen denen man alsbald zerrieben werden würde, wenn man nicht jeden Tag höllisch aufpasse, mit wem und was man Kontakt aufnehme. Das sei nicht entweder Drin oder Draußen. „Wie man das nennen kann?“ Er lacht leise. „Ganz draußen, würde ich sagen, ganz weit Draußen...“ Wofür es sich denn heutzutage lohnen könnte, Werbung zu machen? Jörn B. schaut kurz nach oben, durch die Zimmerdecke, das Dach, die Wolken, fragend. Dann schüttelt er den Kopf. „Nee“, meint er, „Dafür auch nicht.“

Ob man das so sagen könne, dass hier niemand obdachlos sein müsse, wisse sie nicht, sagt Roswitha Ch., aber verhungern bräuchte in Deutschland ja wohl heute wirklich keiner. „Und das geht ganz ohne Betteln oder Klauen. Im Übrigen...“ - Roswitha Ch. beweist seltsamen Humor - „... wenn ich mir so auf der Straße begegnen würde, wie ich bin - ich würde mir nichts geben...“

Hinter die Supermärkte könne man zum Beispiel schauen, in die Tonnen. Was sie da jeden Abend wegwerfen, weil es am nächsten Tag das Verfallsdatum überschritten haben wird, das reiche, um ein ganzes indisches Dorf zu ernähren. „Die Typen, die da an den Müllcontainern stehen und warten, bis sie abends aussortiert haben, sind zwar inzwischen viel mehr geworden, es gibt auch hässliche Szenen zwischen denen, echten Futterneid sozusagen, aber vorn, an der Kasse, da stänkern sie ja auch, sobald einer vordrängelt, nicht wahr?“, und für Roswitha Ch. hat's, wie sie sagt, am Ende bisher immer gereicht. Nicht zu viel vom Leben verlangen, damit das Leben nicht zu viel von einem verlangt, das wäre ihre „Botschaft nach Drinnen“.

Geschätzt wird, dass in den USA mittlerweile bereits die Hälfte aller produzierten Lebensmittel auf dem Müll landen. Ganz so weit ist Deutschland nicht, doch etwa elf Millionen Tonnen verwertbare Lebensmittel landeten auch hier im letzten Jahr im Partner + Propaganda Tel. 0341 99 39 177 koschmieder@partner-propaganda.de

Müll, das macht rund 81,5 Kilogramm pro gemeldeten, sesshaften Bundesbürger. Das, was früher nur ein paar „Freeganer“ aus politischer Überzeugung praktizierten, ist heute für viele Deutsche in sozialer Not zur Üblichkeit geworden: Längst treffen sich zu den entsprechenden Abendstunden, wenn die Märkte schließen, an deren Abfalltonnen die von Drin mit denen von Draußen. Sozial Schwache aller Couleur mit immerhin geregelter Lebensunterhalt warten gemeinsam mit „klassischen“ Obdachlosen, mit welchen aus der Berber- und Treberszene, mit illegalen Asylanten, Heimbewohnern, Trinkern, psychisch Gestörten und seltener jenen anderen „Nichtsesshaften“, zu denen zu Beispiel die Sinti und die Roma zählen.

Immer häufiger verschließen die Supermärkte ihre Container mit Ketten, sichern ihre Lagerhöfe, lassen die Tonnenwähler verjagen. „Sicher kann man das meiste bestimmt noch essen, aber gesund ist das alles trotzdem nicht. Haben Sie sich mal an einem heißen Sommertag nach nur ein paar Stunden das angeschaut, was sie gerade vorher in die Tonne geworfen haben? Und rechtlich gesehen ist das nämlich auch Diebstahl“, meint der junge Filialleiter eines Supermarktes, „denn wir sind für unsere Ware, auch wenn sie im Container liegt, immer noch - der rechtmäßige Besitzer.“ Beinahe hätte er wohl „immer noch verantwortlich“ gesagt.

Nein, verhungern muss heute wirklich keiner bei uns, meint auch Sebastian H. Selbst, wenn sie einem das Hartz- IV- Geld völlig zusammengestrichen haben, kann man immer noch zum Sozialamt gehen und sich Lebensmittelscheine holen, die nimmt fast jeder Supermarkt. „Genussmittel wie Alkohol oder Zigaretten kriegste natürlich auf die Marken keine“, weiß Sebastian H. mit listigem Zwinkern zu berichten, „Aber man kann sich zum Beispiel ein paar Kästen Selterswasser kaufen. Das Wasser kippste draußen aus, die leeren Flaschen packste in den Pfandautomaten, und schon haste Dein täglich Bier...“

Dass die Grenzen zwischen Drin und Draußen immer bedenklicher verschwimmen, findet Detlef. K. nicht unbedingt besorgniserregend; er hat eine Theorie zur Unterscheidung von Leuten von Draußen. Da gäbe es nämlich solche, die nur materiell obdachlos seien, also einfach Wohnungslose, und dann eben solche, die dazu auch noch spirituell obdachlos wären. Letztere wären die „ganz armen Schweine“. ‚Spirituell obdachlos‘ erklärt er mit: „Die haben nichts mehr, woran sie Partner + Propaganda Tel. 0341 99 39 177 koschmieder@partner-propaganda.de

glauben können, keinen Jesus oder sowas, eben keinen Gott, kein Ziel, kein Motiv mehr zum Leben. „Die fressen, saufen und schlafen nur noch, nach Sex zu suchen traut sich kaum noch einer, man redet eigentlich noch nicht mal mehr davon, man redet nur noch lauter Mist und regt sich über Blödsinn ein bisschen auf, oder man blafft einfach sinnlos Leute an, im Bus oder auf der Straße, damit man sich aus deren Schrecken etwas Adrenalin ziehen, sich selbst überhaupt noch merken kann. Das ist nur noch von der Hand in den Mund, vom Mund in den Magen und dann aus'm Arsch wieder raus. Aber solche gibt es ja auch haufenweise mit Wohnung, Ofen und Fernseher, nicht wahr? Eigentlich komisch, dass man sich vor Obdachlosen oft so fürchtet, ich denke eher, das beruht auf Gegenseitigkeit.“

Er selbst? Nein, Detlef K., 48 Jahre alt, ehemaliger Baufacharbeiter, Gelegenheitsjobs, ALG II- Empfänger, „völlig unzumutbare Jobangebote abgelehnt, bis die immer weiter gekürzte Sozialhilfe nicht mehr fürs Mieten und Heizen reichte, zwangsgeräumt und nun seit vier Jahren gar nichts mehr - von wegen: ‚Wer arbeiten will der findet auch Arbeit!‘“, ist nicht spirituell obdachlos, er hat eine Überzeugung. Er meint, dass auch wieder bessere Zeiten kommen werden, ganz sicher. Dass das Blatt sich schon wenden, das Schicksal ihm schon nicht immer nur die eine seiner beiden Seiten zeigen werde. Was man selbst dafür tun könne, damit es so kommt? „Bescheiden sein, glaube ich“, sagt Detlef K., „Ich darf doch?“ Und er nimmt sich noch eine Zigarette.

Dass die realistisch nachvollziehbaren Hauptgründe für Obdachlosigkeit auf Arbeitslosigkeit, Verschuldung, familiären Schwierigkeiten, Haftentlassung sowie ein schwaches soziales Umfeld zurückgeführt werden müssen, darüber besteht Einigkeit. Auch darüber, dass Obdachlosigkeit sehr oft mit Alkohol- und Drogenkonsum, polizeilichen und juristischen Komplikationen, mit Depressionen, Kindheitstraumata, seelischen Beeinträchtigungen und so fort einhergeht. Und auch darüber, dass es Obdachlosigkeit bereits weit in die Geschichte zurückgeschaut gegeben hat.

Angenommen wird, dass bis vor recht kurzer Zeit noch zumeist Männer im Alter zwischen 26 und 60 Jahren von Obdachlosigkeit betroffen waren. Im letzten

Jahrzehnt erst ist der Anteil junger Erwachsener und Frauen in dieser Personengruppe stark angestiegen. Frauen gelten diesbezüglich für stabiler als Männer, sie gäben sich nicht so schnell auf wie diese und würden über viel längere Zeit als Männer versuchen, durch ein gepflegtes Äußeres nicht als wohnungslos aufzufallen.

Auch die Gründe dafür, dass Kinder obdachlos werden, sind bekannt: Zerrüttete Familien, Arbeitslosigkeit und Alkoholismus der Eltern und resultierende häusliche Gewalt zählen ebenso dazu, wie der enorm ansteigende Leistungsdruck, welcher Kinder und Jugendliche so stark belastet, dass sie ihr Zuhause in Verzweiflung aufgeben. Rasch geraten Straßenkinder auf der Suche nach Übernachtungs- und Unterhaltungsmöglichkeiten an falsche Freunde. Während der schnellen Verwahrlosung und Verelendung der Betroffenen erscheinen Drogenkonsum, Kriminalität, Prostitution attraktiv.

Trotz der in Deutschland geordneten Zuständigkeiten für Obdachlose, vornehmlich durch die Agentur für Arbeit, das Jugend- und Gesundheitsamt, in manchen Fällen auch durch das Ordnungsamt, trotz Suppenküchen, Notschlafstellen. „Streetworkern“ und einer Vielfalt von Beratungsstellen, die den Obdachlosen Möglichkeiten bieten, ihren Lebensalltag zu bewältigen, konnten Obdachlosigkeit und Nichtsesshaftigkeit nicht gemindert werden. Mittlerweile ist auch das Engagement für Problemlösungen - von Sinn und Qualität der Obdachlosenzeitungen über Motive und Geschäftsgebaren von Hilfsorganisationen bis Medien- und Druckerzeugnissen voller Biographie- und Situationsklischees, bruchstückhaften Anrissen der Problematik oder aktionslastigen Live- Berichten und Patchworks von „Expertenmeinungen“ – ernstlich in Verruf geraten.

Mathias W. ist seit sechseinhalb Jahren ohne Wohnung und lebt ohne Papiere. Er lacht, laut, hell und sympathisch. „Kein Dach überm Kopf? Das soll Draußen sein? Ich hab doch ein Dach über dem Kopf – da ist es!“ Sein Finger weist nach oben, in den Sternenhimmel über Bremen. Dann verrät er ein Geheimnis: Das da oben, das halten nur Idioten für Sterne. In Wirklichkeit sind die vielen hellen Punkte Löcher in

einer dunklen Umhüllung, die uns alle umgibt. Das Licht scheint durch diese Öffnungen hindurch, das Licht der wirklichen Welt, die sich dahinter befindet, hinter diesem schwarzen Vorhang. „Schon mal darüber nachgedacht: Wenn die Sterne hell sind am dunklen Himmel – warum ist denn dann die Sonne nicht dunkel am hellen Himmel? Na?“ Aber über so etwas schreibe ja nie jemand etwas, die Wahrheit sei eben gefährlich.

Kindheit? Jugend? Ganz normal eigentlich, sogar mal Klassenbester sei er gewesen, sagt Mathias W., dann eine Lehre als Installateur für Lüftungsanlagen. Den seltsamen Hang, alles umzudrehen, habe er wohl schon gehabt, seit er denken könne. Nein, keine Drogen, auch kein Alkohol, nicht einmal Zigaretten. Seine Spekulationen, die er selbst für ziemlich unterhaltsam hielt, hätten andere immer häufiger verunsichert, ihnen Angst gemacht. Freundin und Freunde meiden ihn; eine Stimme aus dem Licht hinter dem dunklen Vorhang sagt ihm, er solle sich in Geduld fassen, bis er abgeholt werde. Sein Chef lässt einen Krankenwagen kommen; aus der Psychiatrie haut Mathias W. ab: „Langweilig. Von denen da drin sind manche zwar schon ziemlich nahe dran, aber einen, der so weit war wie ich, habe ich nicht getroffen, nicht bei den Ärzten, nicht unter den Patienten. Keine geistige Herausforderung.“

Soziale Unterstützung? „Von wo man etwas nimmt, in diese Richtung muss man auch denken“, doziert Mathias W., und von Leuten, die Faulenzern und dreckigen Pennern helfen, solle man sich nicht kontaminieren lassen. Er sieht nicht sehr sauber aus, grotesk abgemagert ist seine Gestalt. Sein Ratschlag lautet: „Fasten! Möglichst nichts anfassen hier im Schweinestall!“ Er kratzt an einem großflächigen, nässenden Hautausschlag, der seine dünnen Arme bedeckt. Nein, in die Hände der Ärzte möchte er nicht noch einmal fallen; so ginge es sehr vielen von denen, die auf der Straße lebten, entweder seien sie zu stolz oder zu verschämt, medizinische Betreuung in Anspruch zu nehmen. „Ja, das weiß ich, dass das mein Recht ist, nach dem Grundgesetz. Aber Grundgesetze sind einfach lächerlich. Es gibt nur ein Gesetz.“

Welches Gesetz das ist, verrät Mathias W. nicht. Da gäbe es jedenfalls kein Buch, in dem es stünde. Übrigens, ein Buch, das mal einer von Draußen über die von Drin geschrieben hat, na das würde er ja gern einmal sehen.

„Wer nicht in sich selbst sein kann, der ist wohl immer ein wenig Draußen, oder? Wenn jemandem ständige Reizüberflutung von außen immer mehr Möglichkeiten nimmt, sein Innen gesund zu erleben, dann ist er Draußen. Außer sich. Ständig im Ausnahmezustand. Und Regeln, die wir ganz leicht einzuhalten vermögen, die wir gar nicht mehr als Zwänge begreifen, werden für so jemanden zu unüberwindlichen Hindernissen.“ Katharina B. erklärt, was sie meint, am Beispiel eines Autos. Sie sagt, wenn uns die Beachtung von Verkehrsregeln Draußen oder Kuppeln und Bremsen drin in Fleisch und Blut übergegangen seien, dann würden wir so etwas eben einfach nicht mehr als unzumutbare Belastung begreifen, sondern Zeit haben, die vorüberziehende Landschaft zu genießen oder uns mit unserem Beifahrer während der Fahrt ganz entspannt nett zu unterhalten. Sie spricht von der im Verhältnis zum sozial angebundenen Normalbürger gewaltig großen Menge an letztlich völlig nutzlosen Informationen, die aufzunehmen ein Obdachloser täglich gezwungen sei, weil ja kein geschützter Privatbereich für ihn existiere, in welchen er sich bei Überbelastung zurückziehen könne. Dass diese Informationsfülle zudem meist nicht - durch bestimmte Lebensziele geordnet - segmentiv auf die Betroffenen einströmen, hingegen der Obdachlose ständig auf wechselnde Umstände reagieren müsse, die er viel weniger kontrollieren kann, als Personen in einem verhältnismäßig geordneten, sozialen Umfeld. „Dazu Mangel an Möglichkeiten zur Hygiene und – aus welchen Gründen zunächst auch immer - das Fehlen von Mindeststandards an medizinisch fachkundiger Betreuung...“, so erklärt sich die Psychiaterin Katharina B. die verschiedenen, einander durchdringenden Teufelskreise, in denen Obdachlose herumirren würden wie in Hamsterrädern.

Seit 2006 ist Thomas K. obdachlos, erst Berlin, dann hat er es in einigen anderen Großstädten, seit Weihnachten 2008 ist er in Leipzig. Täglich sitzt er mit einem Pappschild, auf dem „Ich habe Hunger!“ steht, an verschiedenen belebten Plätzen in der Innenstadt.

Heute geht Thomas K. zu Rita. Rita hat sich als Prostituierte auf Obdachlose spezialisiert, weiß Thomas K. zu berichten, er nennt Rita eine Discounnutte, die mit Notizheft jeden Mittwoch zwischen sechs und acht Uhr abends an einem bestimmten Platz zu erreichen sei, zur Terminabsprache für die Männer, die kein Telefon haben. Auf dem Weg zu Ritas Altbauwohnung erzählt er, dass sich in den letzten Jahren so vieles geändert habe auf der Straße. Ein Gewaltpotential sei entstanden, das er sich früher nicht einmal vorstellen konnte. Die Bevölkerung fühle sich inzwischen bedroht und verhielte sich ganz anders, als noch vor kurzer Zeit. Das wiederum würde dazu führen, dass sich manche Obdachlose noch stärker unterbewertet fühlen dadurch immer öfter aggressiv reagieren würden. Auch untereinander seien die Obdachlosen viel feindseliger geworden. So verschlechtere sich die Lobby der Obdachlosen immer weiter...

Weshalb Frauen wesentlich weniger oft von Obdachlosigkeit betroffen seien? „Ach, Frauen sind oft auch nur einen Mann weit von der Straße entfernt“, erwidert Thomas K., und dass Frauen nicht selten ihnen widerwärtige Beziehungen, sexuelle Verfügbarkeit und Gehorsam oft viele Jahre lang allein deshalb in Kauf nähmen, um bei einem Mann unterzukommen und nicht auf der Straße leben zu müssen.

Rita G., als sie nach ihren Preisen gefragt wird, winkt ab. Sie möchte „Discounnutte“ nicht mehr hören, obwohl sie den Begriff gleich nach dem Mauerfall selbst erfunden hat. Heute fühle sie sich mit der Bezeichnung „Geschäftsfrau“ durchaus wohler. Würde die DDR noch existieren, sagt sie, wäre sie weder Prostituierte geworden, noch gäbe es Obdachlose. „Allein schon, wenn eine Frau als HWG bekannt war, hatte man ein Auge auf sie“, sagt Rita G., und wenn jemand nur ein paar Wochen nicht arbeiten gegangen ist, zack, gab's den Zweineunundvierziger.“ Der „Assi“-Paragraph 249 des Strafgesetzbuches der DDR stellte „Arbeitsscheu“ als „asoziales Verhalten“ unter Gefängnisstrafe bis zu zwei Jahren. „Auf der Straße oder gar ohne Personalausweis leben? Das haste zwei, drei Tage lang gemacht, Kleiner, dann bekamst Du wieder geregelte Mahlzeiten. In der Untersuchungshaft.“ Rita G. redet lange über das fast völlige Fehlen von Prostitution in der DDR. „Das älteste Ventil der

Welt gab's einfach nicht! Frauen mussten Frauen- und Hurenrolle zugleich spielen, was für ein Experiment!“

Als Thomas K. aus ihrer Dusche kommt und Rita G. ihn resolut einmal im Kreis dreht und ihn dabei prüfend betrachtet hat, erklärt sie doch noch rasch ihre Preisliste. Nichts ohne Kondom, Kondome gibt es bei ihr zum Ladenpreis; sie nimmt 10 Euro für „Handarbeit“, 20 für Oral, 35 für Geschlechtsverkehr. 2 Euro für Dusche und Handtuch, keine Verhandlungen von wegen andere Wertgegenstände, nur Geld. Zeit eine halbe Stunde, manchmal auch 45 Minuten. Anal, Küssen oder gar irgendwelche „Sonderleistungen“ gibt es bei ihr nicht. „Ach ja, HWG - das hieß im Land der Abkürzungen „Häufig wechselnder Geschlechtsverkehr“ Gleich nach der Wende habe sie selbst ja auch lange keine feste Bleibe gehabt, meint sie dann auf der Schwelle ihrer Wohnungstür, an deren Außenseite ein kleines, rotes Neonherz blinkt. Und dass jedes Mannsbild mal eine halbe Stunde Erholung in einem vernünftigen Frauenzimmer verdient habe, da halte sie es mit der wegelagernden Bagage ebenso wie mit jedem beliebigen anderen Menschen. „Und Menschen sind wir schließlich alle - nur darauf kommt es an.“

Ob sie schon einmal erlebt hätte, dass jemand von ihren Kunden wieder „hochgekommen“, also einer von Draußen wieder einer von Drin geworden wäre. „Nie!“, sagt Rita G., mit Überzeugung, und beim Schließen ihrer Tür ruft sie noch in den kalten Hausflur: „Drin, Draußen, Rein, Raus – ist doch alles dasselbe, oder?“ Und als sie keine Antwort bekommt, schreit sie noch: „Der Mensch kann nun mal nicht aus seiner Haut!“

Groteske anmutende Lebensläufe von Obdachlosen in Deutschland sind so schwer nicht zu finden. Manche sind anrührend und stellen den eigenen Lebensstil ernsthaft in Frage; andere strotzen von absurdem Aberwitz und scheinen so unglaublich, dass der Berichtende bei ihrer Wiedergabe selbst in größtem Bemühen um Wahrhaftigkeit alsbald in Erklärungsnot geraten würde. Von ausufernden Diskussionen *über* Obdachlose sind immerhin inzwischen Presse, Medien und Internet prall angefüllt; über Wahrheitsgehalte und Nutzen diesbezüglich wäre wohl lange extra zu streiten –

wenn die Rücken derer, auf dessen Kosten so ein Streit ausgetragen werden würde, nicht ohnehin dramatisch schwache Wirbelsäulen hätten. Nach auch nur einigermaßen lösungsträchtigen Diskursen *mit* den Betroffenen wird jedenfalls noch gefahndet. Am Problematischsten gestalten sich derzeit wohl jene unerträglichen Beiträge, die mit einem „Unbehagen an der Kultur“ argumentieren, um es zum Behagen an der Unkultur hochzustilisieren. Jene so oft praktizierte, gefällige Romantisierung des Obdachlosenlebens mag bereits zum Argument für ihre Diffamierung verhärtet sein. Wenn man betreffend diese nur sehr diffus fassbare Randgruppe überhaupt Statistik zu Rate zu ziehen vermag, bleibt es statistischer Fakt, dass von Drin mehr für die von Draußen getan wird, und die Anzahl derer von Draußen gleichzeitig anwächst. Was ist das für ein Nebel – er lässt sich nicht klären und er lässt sich nicht ignorieren? Auf einen hübschen Wetterumschwung zu hoffen, dürfte die ungünstigste Lösung sein, für die Betroffenen und auch für jene, die sich so unbetroffen geben. Rüdiger M., Berlin, einarmig, Stadtstreicher seit 2001: „Hoffnung, mein Lieber? Hoffnung will gelernt sein...“

Kapitel 2

Ehrlich kenn' ich nur aus Märchen...

Draußen ist: Nicht einfahren müssen

Wenn man Ihnen die Brieftasche gestohlen hat, und sie glauben, nach den durchschnittlich 140 entnervenden Stunden, die man braucht, um seine wichtigsten Papiere und Karten wieder zusammenzubekommen, hätten Sie es geschafft: Irren Sie sich nicht. Denn Dark Vader hat möglicherweise noch eine düstere Überraschung für Sie.

„Heißt das nicht eher Darth Vader?“

„Mann, ich kann nicht nur Englisch, ich hab' auch das Große Latinum. Darth klingt mir einfach nicht dunkel genug. Können wir jetzt losgehen?“

Wir fahren in den Berliner Tiergarten. Dark Vader wird mir etwas zeigen. Eigentlich sieht er eher aus wie Smeagoll aus „Herr der Ringe“, jener kleine, drahtige Kerl, auf

dessen Mienenspiel sich so deutlich sein grässlicher, innerer Kampf zwischen Gut und Böse abzeichnet.

„Konferenzen sind immer gut“, sagt Dark Vader. Es gibt in Deutschland jährlich tausende von Konferenzen. Über Wissenschaft, Kunst, Politik. Auch über Kriminalität.

„Wie man da reinkommt? Am besten geht immer, wenn man ein verblüfftes Gesicht macht, sobald die einen auf der Gästeliste nicht finden. Man sagt, man sei Mitarbeiter einer Stiftung und irgendetwas müsse mit der Anmeldung schiefgelaufen sein. Zack, hast Du dein Kärtchen an der Jacke.“

Es ist früher Nachmittag, Akademie der Künste. In den Pausen zwischen den gut besuchten Vorträgen flanieren die Gäste in Haus und Park und unterhalten sich. Dark Vader hat sich für eine Viertelstunde von mir verabschiedet und ist zwischen den Menschengruppen verschwunden. Nun steht er plötzlich neben mir und stößt mich sanft an. „Komm. Spazieren.“

Wir sitzen am Spreeufer, neben einer Brücke, Dark Vader untersucht seine Beute. Zwei Damenhandtaschen, ein kleiner Rucksack mit Laptop, ein Smartphone. Holt er alles aus seinem größeren Lederrucksack. „Für zwanzig Minuten Arbeit janz jut, watt?“, schnauft er, „Kiek an, ein Airbook! Na, das ist später dran, jetzt kümmern wir uns erst mal um Potte und Pin...“

„Potte“ meint das Portemonnaie oder die Brieftasche, Pin die persönliche Identifikationsnummer. Erst rasch das Bargeld untersuchen, dann die Scheckkarten. „Irgendwo haben die Weiber meistens ihre Pin hingekritzelt, steckt immer in der Potte oder im Telefon, die trauen ihrem Gedächtnis keine vier Ziffern weit...“

Dark Vader behält jedenfalls heute Nachmittag recht; eines seiner Opfer hatte in ihrer Börse einen kleinen Zettel stecken, die andere hatte ihre PIN- Nummer sogar ganz klein hinten oben auf ihre Sparkassenkarte geschrieben.

Das Smartphone klingelt. Dark Vader grinst und wirft es samt den beiden hübschen Taschen in die Spree. Er behält nur das Bargeld, die Kontokarten und die Ausweise, hat es eilig zum nächsten Geldautomaten zu kommen, probiert es dort zwei Mal mit 1000 Euro, hat zweimal Glück. Wozu er die Ausweise braucht?

„Die werden sich natürlich bald neue Karten ausstellen lassen. Solche Karten kommen mit der Post, erst die Karten, dann, zwei oder drei Tage darauf in einem

separaten Brief die PIN- Nummern. was macht Dark Vader? Ab übermorgen, da stelle ich zwei Jungs vor die Häuser, die passen die Post ab, erst den Kartenbrief, dann den mit der Pin...“

In den Hausflur kommt man nett lächelnd mit dem Postboten, für die Briefkästen hat man Pinzettenzangen mit Haftgel an den Spitzen.

„Da lässt Du Deine Opfer sozusagen zwei Mal bluten.“

„Naja, ich tus nicht gern, aber man muss sehen wo man bleibt.“

„Warum ändern die Banken denn diese Gepflogenheit nicht, das Zeug per Post zu schicken?“

„Da musste mal die Banken fragen. Vielleicht kennen die Dark Vader noch nicht richtig. Vielleicht machens nicht so viele wie wir, dass eine Umstellung für die Banken lukrativ wäre, was weiß ich.“

„Was ist eigentlich, wenn nur wenig Geld auf den Konten ist?“

„Ziehste ihnen ein paar Lastschriften über, Bundesbahnfahrkarten zum Beispiel, das klappt ziemlich oft. Und die Ausweise werde ich pro Stück für einen Braunen noch bei den Russen in der Lietze los.“

Ein Brauner ist ein Fünfzig- Euro- Schein, die Lietze ist die Lietzenburger Straße am Kurfürstendamm, und was denn die Russen mit den Personalausweisen machen könnten, weiß Dark Vader angeblich auch nicht. An guten Tagen, sagt er, „zieht“ er bis sechzehn Karten. Zusammen mit dem erbeuteten Bargeld und anderen Wertgegenständen und abzüglich der Tage, an denen gar nichts geht, hat er ausgerechnet, bringt er es auf einen durchschnittlichen Tagesverdienst von ungefähr 4000 Euro.

„Ich ein schlechtes Gewissen? Setz dich einfach mal an irgendeinem beliebigen Tag in einen Kaffeehausgarten am Potsdamer Platz und lass den Touristen- und Gastro-Trek an dir vorüberziehen. Sieh zu und hör einfach nur auf die Gesprächsfetzen. Nach zwei Stunden allerspätestens hast du jede Achtung vor denen verloren, die deine lieben Mitmenschen sein wollen, da bleibt aber auch nicht mehr der geringste Rest einer Frage, warum man ausgerechnet denen nichts wegnehmen sollte. Die haben weder ihre Sachen noch sich selbst verdient. Die spielen das Geld gegen die Seele aus und gehen mit beidem um wie der Hund mit der Wurst. Was heißt hier sich nicht zum Richter aufspielen dürfen? Wer soll es denn sonst machen – Gott vielleicht? Wäre ein Gott, hielte sich ja hier wohl längst kein Stein mehr auf dem

Robert Lucas Sanatanas: Randgebiete. Unterwegs in Deutschlands Parallelgesellschaften. Sachbuch.

anderen. Was ich mache, nenne ich mit Stolz „arbeiten gehen“, schau sie dir doch an, die täglich Feiernden, und höre ihren guten Gewissen zu, wenn du mehr kotzen willst, als du fressen kannst. Von denen ab und zu mal etwas abzuziehen, das nenne ich Gnade, da haben sie wenigstens wieder mal etwas zu tun, wenn sie sich ihre Ausweise und Kreditkarten und Schlüssel wiederbesorgen müssen.“

2.301.786 Diebstähle wurden 2010 in Deutschland zur Anzeige gebracht. Diebstahl hat nur eine Aufklärungsquote von 30 Prozent, bei Diebstahl unter erschwerenden Umständen liegt die Aufklärungsquote weit unter 20 Prozent. Dark Vader zitiert aus der Polizeilichen Kriminalitätsstatistik weit sicherer als Polizeiobermeister Schneiderei, mit dem ich einige Tage später spreche...

(...)

© Robert Lucas Sanatanas Berlin 2012